

Woran erkennt man, ob ein Goldfisch weint?

Wie man Bilder für therapeutische Geschichten mit Kindern findet¹

Jim Wilson²

Zusammenfassung

Geschichten ermöglichen es uns, das Unsägliche auszusprechen. Unter Einbeziehung von systemischen, konstruktivistischen und narrativen Techniken zeigt dieser Aufsatz die Entwicklung einer therapeutischen Geschichte für eine Siebenjährige und ihre Mutter.

Einführung

In Übereinstimmung mit anderen Therapeuten aus den letzten Jahren (z. B. Zillbach 1986, White und Epton 1995, Lerner 1996, Wachtel 1996, Selekman 1997) behandelt dieser Aufsatz die Arbeit mit Kindern in einer Therapie. Alle diese Therapeuten sind bestrebt, die sprachliche Begegnung zwischen dem Kind und dem Therapeuten auf das Alter des Kindes und sein Entwicklungsstadium abzustimmen. Dazu muss der Therapeut ständig darauf achten, wie er sich möglichst effektiv der Perspektive des Kindes annähern kann (Stith et al. 1996, Wilson 1998).

Ich beschreibe im Folgenden die Entstehung einer Geschichte, die aus den Gesprächen zwischen Billie, Billies Mutter Jenny und mir erwuchs. Darauf folgt meine Bewertung von systemisch beeinflussten, therapeutischen Geschichten und ich versuche aufzuzeigen, wie solche Konzepte entstehen. Meine Arbeitsweise vermeidet eine zu ausgeprägte Intentionalität auf Seiten des Therapeuten. Stattdessen bevorzuge ich das aufmerksame, konzentrierte Zuhören mit einem ‚systemischen‘ Gehör und die Bereitschaft, die Gedanken wahrzunehmen, die während unserer Zusammentreffen mit Kindern in einer Therapie lebendig werden.

Geschichtenerzähl-Therapie mit Kindern

Fachleute haben den Nutzen von geschriebenen und erzählten Geschichten breit dokumentiert, die mit Metaphern und Symbolen arbeiten, mit denen sie das Interesse von

- 1) Original unter dem Titel „How Can You Tell when a Goldfish Cries? Finding the Words in Therapeutic Stories with Children“ erschienen in: Australian and New Zealand Journal of Family Therapy 21 (1), 2000, S. 29-33. Übersetzung und Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Herausgeber, Hugh und Maureen Crago
- 2) Jim Wilson, CQSW, UKCP, ist Co-Direktor von „Partners for Collaborative Solutions“ (einer Vereinigung, der neben JW auch Matthew Selekman und Mark Beyebach angehören; siehe deren Website: www.partners4change.net/index.html). Er ist auch Direktor des Centre for Child-Focused Practice am Institute of Family Therapy in London.

Kindern in einer Therapie weckten (Combs und Freedman 1990 und 1996, Dwivedi 1997). Überall im Leben von Kindern findet man Geschichten, ganz gleich ob in Märchen und/oder Fernsehsendungen oder in Unterhaltungen auf dem Schulhof. Geschichten sind kulturell verknüpfte Konstruktionen und können hilfreich sein, um Kindern (wie Erwachsenen) in Notsituationen neue Interpretationen zu erschließen oder sie auf neue Gedanken oder zu neuen Deutungen ihrer Erfahrungen zu bringen.

Aber wie kommen diese Geschichten zu uns?

Falls Therapie eine gemeinsam konstruierte Erfahrung ist, dann muss der Therapeut zunächst mal auf die Geschichten achten, die ihm der Klient erzählt. Die Bereitschaft, aufmerksam zuzuhören, ist von grundlegender Wichtigkeit, da dieses Zuhören Improvisationen ermöglicht, die zu der Erfindung einer besonderen Geschichte führen können, die dann etwas mit der Situation des Klienten zu tun hat.

Erste Begegnungen mit Billie und Jenny

Die siebenjährige Billie wird von ihrer Mutter Jenny zu mir gebracht. Jenny ist auf einem Auge blind: die Folge eines gewalttätigen Angriffs ihres Partners, dem Vater von Billie, neun Monate zuvor. Billie war dabei, als ihre Mutter geschlagen wurde, und wischte hinterher das Blut auf, „damit es wieder besser wurde.“ Jennys Partner Bill ist jetzt im Gefängnis, aber er wird in einem Jahr entlassen. Die Mutter sucht nach Hilfe für Billie, die wechselweise ängstlich oder anmaßend ist und die Geduld ihrer Mutter manchmal sehr stark strapaziert.

Seit der letzten gewalttätigen Auseinandersetzung, die zur Gefängnishaft ihres Partners führte, versucht Jenny, eine neue Wohnung zu finden. Sie möchte fliehen. Sie plant eine Zukunft mit ihrer Tochter in einer anderen Gegend und wird dabei von einer (Trauma)Beraterin aus einem Frauenhaus unterstützt.

Während des ersten, unruhigen Beratungsgesprächs spielt Billie sehr leise für sich und die Mutter spricht hastig über ihre Situation und ihre Ängste um ihre Tochter. Jenny möchte, dass ich ihrer Tochter bei der Verarbeitung der Gewalttätigkeit ihres Vaters helfe, bei der sie Zeugin wurde. Während der nächsten Begegnungen mit der Mutter entwickelt sich langsam ein Bild der inneren Verletzungen, die Jenny erlitten hat. In den Gesprächen mit mir wird Billie etwas sicherer und erzählt von ihren Freundinnen, aber sie spricht nicht von den Angriffen ihres Vaters auf ihre Mutter.

Die folgende Geschichte kam mir in den Sinn als eine Möglichkeit, mit Billie über dieses nicht in Worten fassbare und vielleicht sogar nicht mal denkbare Ereignis zu kommunizieren. Das Thema der Geschichte von den zwei Goldfischen basiert auf Billies Spiel und unseren gemeinsamen Gesprächen. Die Geschichte ist ein Angebot und basiert auf meinem Verständnis von Mutter und Tochter.

Billie besitzt zwei Goldfische. Die Geschichte war 1998 eine Art Weihnachtsgeschenk für Billie, die ihre Mutter ihr vorlesen sollte, wenn sie den Zeitpunkt dafür für gekommen hielt. Als ich ihr die Geschichte gab, akzeptierte sie sie als Gegengeschenk für den Spielzeugbären, den sie mir zu Weihnachten geschenkt hatte.

Der Goldfisch Melissa Eine Geschichte für Billie

Melissa war ein ungemein hübsches, junges Fischlein. Sie war ein Goldfisch. Sie schwamm fröhlich in ihrem Goldfischglas herum, flitzte zwischen den Wasserpflanzen umher und spielte mit ihrer Mutter Samantha. Samantha war ein stolzer und schöner Goldfisch. Sie und Melissa schwammen gern umeinander herum und schauten sich die Welt durch ihr Goldfischglas an. (Hast du schon mal überlegt, was ein Goldfisch sieht, wenn er durch diese Glaswand schaut? Wahrscheinlich sieht er seltsame Gestalten und Fernseher und wundert sich, was diese Typen da draußen machen.)

Eines Tages wollten Melissa und ihre Mutter gerade einen Happen essen (wie durch ein Wunder fielen Ameiseneier vom Himmel). Plötzlich gab es ein mächtiges Platschen! Plötzlich war da ein sehr gut aussehender neuer Goldfisch. Auf seinem Rücken war eine schwarze Linie und er hatte silberne Kiemen. Nach der ersten Überraschung verstanden sich Samantha und Melissa sehr gut mit diesem neuen, schönen Silberprinz (so beschlossen sie ihn zu nennen). Sie mochten ihn gut leiden, denn er brachte sie zum Lachen, und das Leben im Goldfischglas war so richtig schön ...

Aber als sie eines Tages umherschwammen, sagte der Silberprinz: „Dieses Goldfischglas ist zu klein und ihr (er zeigte auf Samantha und Melissa) braucht viel zu viel Platz!“

Samantha und Melissa erschrakten und bekamen Angst. Sie rissen ihre Goldfischaugen weit auf und ihren Mund noch weiter.

Bevor Samantha dem Silberprinz sagen konnte, dass das ihr Glas war und niemand anderem gehörte, schlug er so hart mit seiner Rückenflosse zu, dass sie gegen die Glaswand geschleudert wurde und sich an den Flossen sehr weh tat. Sie lag da und konnte nicht aufstehen. Melissa hatte schreckliche Angst. (Es war diese Angst, wenn man nichts mehr sagen kann und auch nicht mehr weiß, was man fühlt. Man weiß nur, dass etwas Schlimmes passiert ist und dass man das nicht mag.)

Melissa wollte, dass alles wieder so schön werden sollte wie früher. Sie wollte, dass das Leben im Goldfischglas wieder fröhlich war. Sie wollte, dass der Silberprinz wieder lieb sein sollte und freundlich zu ihr und ihrer Mama war. Sie wollte, dass er sie lieb hatte, denn ganz tief innen drin hatte sie ihn schrecklich gem und manchmal hatte sie mit ihm großen Spaß. Aber jetzt hatte er etwas Schlimmes getan, und sie konnte das überhaupt nicht begreifen.

Langsam richtete Samantha sich wieder auf und schwamm. Es dauerte eine Zeitlang und sie hatte immer Angst vor dem, was der Silberprinz als nächstes tun würde. Lange Zeit redeten Samantha und Melissa nicht miteinander. Sie versteckten sich hinter den Wasserpflanzen. Der Silberprinz schwamm umher, als ob er der König des Meeres wäre.

Melissa und ihre Mama waren sehr unglücklich. Das zeigte sich in ihrem Schweigen, oder darin, dass sie manchmal sehr wütend wurden und mit den Schwanzflossen um sich schlugen. Aber sie weinten nicht, wie Menschen das tun (vielleicht, weil ihre Tränen aus Wasser sind und wir deshalb nicht sehen können, wenn ein Goldfisch weint).

Aber eines Tages gab es ein anderes gewaltiges Platschen. Als Melissa und Samantha diesmal die Augen aufmachten, war der Silberprinz verschwunden. Zuerst konnten Samantha und Melissa das gar nicht glauben. Sie seufzten erleichtert durch die Kiemen und schwammen größere und immer größere Kreise um die Wasserpflanzen, bis sie sich wieder etwas heimischer fühlten. Samantha sagte: „Ich wüsste gern, wohin er gegangen ist.“

„Ich hoffe, er ist für immer weg!“, sagte Melissa. „Ich will ihn nie wieder sehen. Er hat dich so schlecht behandelt. Er hätte dich nie mit seiner Schwanzflosse schlagen und dir so wehtun dürfen. Das ist unser Goldfischglas. Das war auch immer unser Glas. Warum hat er alles kaputt gemacht?“

Samantha wusste nicht, wie sie das ihrer Tochter erklären sollte. Sie hatte den Silberprinz ja auch einmal sehr, sehr gern gemocht. „Wie ist das nur möglich?“, fragte sie sich in der Goldfischsprache. „Wie kann man jemanden nur so sehr mögen und der tut einem trotzdem so weh? Das verstehe ich nicht.“ Deshalb schwamm sie aufgereggt im Kreis herum und versuchte, das zu begreifen. Allmählich, nach vielen Goldfischwochen und -monaten und nach einem ganzen Goldfischjahr fühlten Melissa und Samantha sich wieder sicher. Aber eine große Sorge quälte sie noch.

Weißt du, welche Sorge das war?

Ihre Sorge war, dass es irgendwann einmal wieder ein großes Platschen geben würde und der Silberprinz wäre wieder da. Davor hatten Samantha und Melissa große Angst. (Wenn Menschen Angst haben, denken sie manchmal, man sollte besser nicht über Angst sprechen, und das kann ich verstehen, denn wir möchten alle gern die Dinge vergessen, die uns Angst machen.)

Während Melissa im Goldfischglas herumschwamm, überlegte sie: „Wenn ich nun netter zum Silberprinz gewesen wäre – hätte er mich und meine Mama dann lieber gehabt? Vielleicht bin ich daran schuld, dass er meiner Mama so wehgetan hat, aber ich habe keine Ahnung, was ich falsch gemacht habe. Vielleicht hätte ich ihm mehr von meinem Futter abgeben oder ihn öfter hinter den Wasserpflanzen spielen lassen sollen? Obwohl ich so wütend auf ihn bin, wüsste ich doch manchmal, nur manchmal, gern, wie es ihm geht und ob er unglücklich ist. Lebt er jetzt ganz allein in einem anderen Goldfischglas oder hat er einen Freund? Wie sieht er jetzt wohl aus? Ich wüsste gern, ob er noch die silbrigen Kiemen und den schwarzen Strich auf dem Rücken hat. Werde ich keine Angst haben, falls ich ihn einmal wiedersehe?“

Melissas Mutter war manchmal traurig wegen allem, was passiert war. Sie dachte sogar: „Vielleicht war alles meine Schuld. Wenn ich ihn doch nur auf Abstand gehalten hätte. Wenn ich doch nur etwas energischer mit ihm geredet hätte. Wenn ich doch nur rechtzeitig gemerkt hätte, dass er das Goldfischglas für sich allein will. Vielleicht ginge es Melissa dann nicht so

schlecht.“ Sie wollte Melissa sagen, dass sie sie sehr lieb hatte und dass ihr schrecklich Leid tat, was passiert war.

Aber es geschahen auch ein paar schöne Dinge: das Goldfischglas sah jetzt wieder so schön aus wie früher. Das Wasser war ruhig. Sie konnten leichter durch die Kiemen atmen. Samantha machte tolle Pläne. Sie war jetzt ein stärkerer Goldfisch geworden. Melissa fand das gut. Ihr fiel auf, dass Samantha jetzt bei ihren Streifzügen durch das Goldfischglas wieder rascher schwamm. Melissa spielte jetzt auch manchmal wieder. Sie hob Kieselsteinchen auf und spielte damit. Sie flitzte wie früher zwischen den Wasserpflanzen hin und her! Sie hätte gern wieder mehr Freunde gehabt. Ihr fiel ein, dass Goldfische ja eigentlich in Schwärmen herumswimmen, und als sie sich das vorstellte, ging es ihr richtig gut. Sie zuckte mit der Schwanzflosse und sauste durch das Goldfischglas. Ganz allmählich merkte sie, dass sie sich nach diesem langen Goldfischjahr allmählich wieder sicherer fühlte.

Das ist das Ende von diesem Abschnitt von Melissas Geschichte – es könnte noch mehr Abenteuer geben und man könnte noch viel sagen, aber das ist bislang Melissas Geschichte. (Was meinst du, was wird als nächstes geschehen?)

ENDE

(bis jetzt)

Der Kontext der Geschichte und das Vorlesen

Der Zeitpunkt, an dem ich Billie und ihrer Mutter die Geschichte gab, musste genau überlegt sein. Das Austauschen von Weihnachtsgeschenken schien Billie und mich in gegenseitiger Sympathie und wachsenem Vertrauen weiter zusammenzubringen.

Billies Spiel war sehr bruchstückhaft gewesen und ihre Mutter war so mit ihren Ängsten beschäftigt und oft so außer sich, dass ich manchmal kaum Luft holen konnte, bevor noch mehr Geschichten über die erlittenen Schmerzen und Entsetzen auf mich niederprasselten.

Jenny und ich sprachen darüber, wie sie die Geschichte ihrer Tochter am besten vorlesen sollte. Ich betonte, dass Jenny das am besten beurteilen konnte und dass sie sich nicht zum Vorlesen verpflichtet fühlen sollte – es sei denn, sie war sich sicher, dass es der richtige Zeitpunkt war. Mit dieser Instruktion wird der Elternteil aktiv beteiligt, er übernimmt die Verantwortung für das Erzählen und Hören der Geschichte. Wie Penn und Frankfurt (1994) nachweisen, führte dieses Vorlesen die Mutter zu einem Wieder-Verstehen ihrer eigenen Position, wenn sie sich selber die Geschichte in dieser metaphorischen Form vorlesen hört, denn die spricht zu ihrer eigenen Not genau wie zu der ihrer Tochter.

Nach Weihnachten kamen Jenny und Billie wieder und ich erfuhr, dass Jenny beschlossen hatte, die Geschichte in einzelnen Absätzen vorzulesen. Dadurch ergab sich bis zum nächsten Lesen mehr Zeit zum Nachdenken und für Gespräche zwischen Mutter und Tochter.

Die Geschichte vom Goldfisch wurde zu einem nicht bedrohlichen Mittelpunkt. Die bildhaften Übereinstimmungen in der Erfahrung von Mutter und Tochter waren dicht genug, ohne sie zu sehr zu bedrohen.

Wie bei anderen, weniger direkten Annäherungen war es für mich wichtig, die Bedeutungen der Geschichte nicht zu „überfrachten“. Es ist sinnvoller, die Interpretationen offen zu lassen, weil man damit die Möglichkeit vermeidet, eigene Vorurteile hineinzulegen.

Nach neun Monaten nähert sich nun meine Arbeit mit Jenny und Billie ihrem Ende. Als ich mich zum letzten Mal mit ihnen in ihrem neuen Zuhause traf, spielte Billie mit mir „umziehen“ und wies mir die Rolle eines Nachbarn zu. Als kurze Zeit später ihre Freundinnen kamen, um sie zum Schwimmen abzuholen, war ich insgeheim froh darüber, dass ich nun wieder in die Welt der Erwachsenen verbannt wurde.

Warum systemisch?

Unsere beruflichen Theorien sind, genau wie unsere persönlichen Erlebnisse, Quellen der Erfahrung und der Ressourcen, von denen wir zum Vorteil unserer Klienten zehren können. Systemische Therapie wird durch narrative und sozial-konstruktivistische Ideen geprägt, und ich bin immer wieder davon angetan, wie in der Therapie die inneren Erfahrungen von Kindern zueinander in Beziehung gesetzt werden können und wie ihnen mehr Ausdrucksmöglichkeiten verschafft werden.

Auf diese Weise können wir versuchen, den gemachten Erfahrungen erweiterte, weniger Schuld zuweisende oder einengende Bedeutungen zu geben.

Ich gehe davon aus, dass die Traumata eines Kindes mit anderen zentralen Themen und innerlichen Reaktionen oft widersprüchlich verknüpft sind: der Verlust des einen Elternteils durch die Haftstrafe und die zuvor gemachte schreckliche Gewalterfahrung bestehen parallel zu dem Wunsch, mit dem Vater irgendwie in Kontakt zu stehen. In den vorangegangenen Sitzungen mit Jenny und ihrer Tochter wurde auf diese Themen nur am Rand eingegangen, aber es reichte, um sie für beide als Themen in den Mittelpunkt der Geschichte zu stellen. Die Absicht jeder angebotenen Geschichte beinhaltet eine inhärente systemische Logik (Cecchin et al. 1993). Der Verfasser versieht sie mit einer Orientierung, die dazu beiträgt, die Sicht der Klientinnen komplexer zu machen. Letztendlich erhält die Geschichte die Form einer systemischen Erzählung, die dem Kind und seiner Mutter angeboten wird.

Der Standort des Verfassers

Eltern haben immer die Möglichkeit, ihre eigenen Geschichten zu schreiben, und für Kinder und Therapeuten gibt es immer die Möglichkeit, sich auf eine gemeinsame Schreibexpedition zu begeben (Marner 1995). Stammt die Geschichte vom Therapeuten, liegt der Schlüs-

selgedanke in der Anwendung systemischer Logik in Bezug auf die Situation eines Kindes. Das hilft dem Therapeuten, die verschiedenen Charaktere nicht zu hart zu beurteilen (in diesem Fall z. B. den Vater). Die Figuren werden weder dämonisiert noch heilig gesprochen, da dies nur über eine Dimension des betreffenden Erwachsenen im Leben des Kindes etwas aussagt. Diese Geschichten haben keine romantischen Happyends, sondern ein wichtiges Element ist im Gegenteil, dass darin vielleicht irgendeine ansonsten unaussprechbare Wahrheit ausgedrückt wird.

Für den Therapeuten sind die Erzählungen des Klienten und die Qualität der therapeutischen Beziehung unabdingbare Voraussetzungen, um eine sinnvolle Beziehung zwischen Geschichte, Zuhörer und Erzähler zu schaffen.

Wenn die Geschichte „zu hilfreich daherkommt“, riskieren wir, dass man uns für naiv hält. Wenn wir zu sehr von unserer Begeisterung hingerissen werden, verlieren wir vielleicht die Skepsis des Klienten aus dem Auge. Wenn wir uns zu sehr auf die Botschaft der Geschichte konzentrieren, riskieren wir, dass wir zu Moralaposteln werden. Diesen Fallen muss der Therapeut ausweichen und gleichzeitig eine bedeutungsvolle Geschichte erfinden, in der neue Möglichkeiten angeboten werden, die vom Leser und Zuhörer verstanden werden können.

Die Geschichten verwenden Symbole und Metaphern, um die Phantasie des Kindes anzuregen. Im Mittelpunkt all dieser Bemühung steht der Wunsch des Therapeuten, die Welt, so weit wie irgend möglich, durch die Augen des Kindes zu sehen. Diese Art systemischer Empathie hilft, die wesentlichen Themen der Geschichte zu formulieren. Die allgemeine Haltung ist der Haltung der Fachleute ähnlich, die in Reflecting Teams und Prozesse eingebunden sind (Andersen 1987 und 1990). Das Ziel des Geschichtenschreibers ist der Versuch, die Situation des Kindes *wertzuschätzen* anstatt sie zu beurteilen oder Deutungen der Wirklichkeit des Kindes anzubieten. Vielleicht wird dieses Ziel am besten in der folgenden Behauptung des Schriftstellers Fernanda Everstadt ausgedrückt:

„... Kinder sind Amnesiepatienten hinter feindlichen Linien ... Kindsein bedeutet vor allem ein Fluss von kühnem und heimlichem Erraten, festgefahrene Ideen werden fortlaufend ent wurzelt durch verschlüsselte zaghafte Neubearbeitung ... Alle unsere Energie und List dienen dazu, uns zurechtzufinden, ohne durchscheinen zu lassen, dass wir unwissend und verwirrt sind“ (in Moore 1997).

Resümee

Mit Kindern Geschichten zu erfinden und sie ihnen zu schenken, kann das therapeutische Potenzial verstärken, indem man ein kindernahes Idiom verwendet. Schon die Beteiligung des Therapeuten beim Gestalten, Strukturieren und Anbieten einer maßgeschneiderten Erzählung für eine Familie kann den Rapport und die Motivation im therapeutischen Prozess

verstärken. Entscheidend für die eigene Anregung der Phantasie ist die Aufmerksamkeit, die man der Phantasie des Kindes im gemeinsamen Spiel und Gespräch widmet. Diese Fähigkeit, kombiniert mit realistischem Optimismus, ist notwendig für die Entstehung von fallspezifischen Geschichten. Die Notwendigkeit zu strukturieren sollte für den Therapeuten keine Strafarbeit sein. Für die Inspiration zu Geschichten genügt es dem Therapeuten oft, den Reden der Kinder zuzuhören und sich von ihrem Spiel leiten zu lassen.

Literatur

- Andersen, T. (1987). The Reflecting Team: Dialogue and Meta Dialogue in Clinical Work. *Family Process* 26, pp. 415-428.
- Andersen, T. [Ed.] (1990). *The Reflecting Team*. New York: W. W. Norton. [auf deutsch: 1990. Das Reflektierende Team. Dialoge und Dialoge über die Dialoge. Dortmund: modernes lernen.]
- Cattanach, A. (1997). *Children's Stories in Play Therapy*. London: Jessica Kingsley.
- Cecchin, G., Lane, G., Ray, W. (1993). *Respeklosigkeit – eine Überlebensstrategie für Therapeuten*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Combs, G., Freedman, J. (1990). *Symbol, Story & Metaphor*. New York: W. W. Norton.
- Dwivedi, K.N. [Ed.] (1997). *The Therapeutic Use of Stories*. London: Routledge.
- Freedman, J., Combs, G. (1996). *Narrative Therapy – The Social Construction of Preferred Realities*. New York: W. W. Norton.
- Killick, S., Wilson, J. J. (1999). *Weaving Words and Emergent Stories*. In: B. Bowen und G. Robinson [Ed.], *Therapeutical Stories*. Canterbury, Kent: AFT Publications.
- Larner, G. (1996). *Narrativ Child Family Therapy*. *Family Process* 35, pp. 423-440.
- Marner, T. (1995). *Therapeutic Letters To, From and Between Children in Family Therapy*. *Journal of Social Work Practice* 9(2), pp. 169-176.
- Moore, L. [Ed.] (1997). *The Faber Book of Contemporary Stories about Childhood*. London, Boston: Faber & Faber.
- Penn, P., Frankfurt, M. (1994). *Creating a Participant Text: Writing, Multiple Voices, Narrative Multiplicity*. *Family Process* 33(3), pp. 217-231. [auf deutsch: 1996. Dialogische Räume – Schreiben, Vielstimmigkeit, narrative Vielfalt und Teilnehmertexte. *Familiendynamik* 21(2), pp. 183-202.]
- Selekman, M. D. (1997). *Solution Focused Therapy with Children*. New York, London: Guilford Press.
- Stith, S. M., Rosens, K. H., McCollum, E. E., Coleman, J. U., Herman, S. A. (1996). *The Voices of Children: Preadolescent Children's Experiences in Family Therapy*. *Journal of Marital and Family Therapy* 22, pp. 69-86.
- Wachtel, E. F. (1994). *Treating Troubled Children and their Families*. New York, London: Guilford Press.
- White, M., Epston, D. (1990). *Narrative Means to Therapeutic Ends*. New York: W. W. Norton. [auf deutsch: 1990. Die Zähmung der Monster. Literarische Mittel zu therapeutischen Zwecken. Heidelberg: Carl-Auer.]
- Wilson, J. (1998). *Child Focused Practice – A Collaborative Systemic Approach*. London: Karnac. [auf deutsch: 2003. Kindorientierte Therapie. Ein systemisch-kooperativer Ansatz. Heidelberg: Carl-Auer.]
- Zilbach, J. (1986). *Young Children in Family Therapy*. New York: Brunner/Mazel.

Danksagung: Dank den KollegInnen und AusbildungsteilnehmerInnen an The Family Therapy Institute, am Newry Family Resource Centre, Diamond House und anderen im Nord-irland Network für das Beistehen ihrer Sicht der Dinge.

Jim Wilson
27 Fields Road
Newport, Gwent NP204PJ
Wales, United Kingdom
E-Mail: j.wilson66@ntlworld.com

Übersetzung: Nina Schindler, Bremen